

Die Neue Welt

Nr. 42

Illustrierte Unterhaltungsbeilage.

1897

Klein-Ada.

Von Edgar Steiger.

(Auf den Tod meines Kindes, das während meiner Gefängnißhaft geboren wurde und starb.)

Ein Seigenton im Abendwind —
Woher? Wohin? Wer könnt' ihn fangen?
Sie schreiben mir: „Dein liebes Kind
Ist heute wieder fortgegangen!“

Ich weine nicht. Ich fühle bloß
Den dumpfen Druck, daß ich noch lebe,
Und starre kalt und seelenlos
Durch meiner Zelle Eisenstäbe.

In meinem Hirne schnurrt und spinnt
Des Denkens nimmermüde Spindel
Und drüben flattert hoch im Wind
Ein Wölkchen wie 'ne Kinderwindel.

Bist Du's? Mir wird so weh, so weh! Der Fährmann von dem dunklen See
So kam er doch, der Nimmersatte, Und holte Dich, eh' ich dich hatte!

Auf der Walze.

Aus den Papieren eines Zechbruders. Von F. Niebeck.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Pauline Michalska.

Obwohl ich einen nicht unbeträchtlichen Umweg machte, richtete ich meinen Marsch auf Bunzlau zu; dort wollte ich meinen Freund Franz aufsuchen.

Bei zahlreichen Dorftischlern sprach ich unterwegs vor, in der leisen Hoffnung, ein Winterquartier zu finden; doch stets ward ich abgewiesen, und selten nur geschah es, daß einer in die Tasche griff und einen Bekröpfenig für mich hervorholte; dagegen kam es öfters vor, daß mir genießbare Spenden zu Theil wurden, und zwar aus den Händen freundlicher Meisterinnen.

Die meisten Dorftischler entschuldigten sich bei mir mit dem Vemerken, daß sie die Tischlerei nur so nebenbei betrieben und hauptsächlich von dem „Bissel Ader“ lebten. Damit wollten sie sagen, daß sie eigentlich garnicht zur Kunst gehörten und somit auch nicht verpflichtet seien, mir eine Reisemunterstützung zu gewähren. Ich wollte ja auch keine Unterstützung — obgleich mein in Thalungen ersparter Reichthum trotz all meiner Knauserlei rasch seinem Ende entgegen ging —, ich wollte nur Arbeit. In Dorfwirthshäusern übernachtete ich und schlief zumeist auf Stroh.

Am Morgen des dritten Wandertages erreichte ich Bunzlau, und die Werkstatt, in der Franz Arbeit gefunden hatte, war bald entdeckt. Eine große Möbelschneiderei war's; wohl sieben oder acht Gesellen waren darin. Ich fragte nach Franz, worauf einige Gesellen, die mir zunächst standen, einander anblickten und vergnügt lächelten, als käme ihnen meine Nachfrage wie ein guter Witz vor. Dann trat ein älterer Mann, offenbar der Meister oder der Werkführer, auf mich zu, drängte mich, gleichfalls lächelnd, sanft zur Thür hinaus und sagte: „Der ist nicht mehr da!“

„Können Sie mir vielleicht sagen, wo er ist?“
„Er geht uns nichts an!“ gab der Mann kurz zur Antwort und schob mich dabei noch ein Stückchen weiter.

„Seit wann ist er fort?“
Der Mann würdigte mich keiner Antwort mehr; dagegen rief mir ein Gesell zu: „Wir haben ihn rausgeschmissen; er konnte ja kaum bis Drei zählen!“

Dieser Bescheid wirkte so niederdrückend auf mein Gemüth, daß ich kein Verlangen mehr empfand, die Stadt näher zu betrachten; sogar den berühmten Niesentopf, das Wahrzeichen und die größte Sehenswürdigkeit Bunzlaus, nahm ich nicht in Augenschein, obgleich ich, wie eine Tafel mich belehrte, an dem Hause, in dem er steht, vorüber ging. Man kann nach Rom gehen, ohne dort dem Papst seine Aufwartung zu machen; doch man darf nicht Bunzlau verlassen, ohne den großen Topf gesehen zu haben. Und ich sah ihn dennoch nicht! So todesbange war mir ums Herz geworden, daß ich selbst für die berühmtesten Dinge der Welt keinen Sinn mehr hatte. In Bunzlau ist Martin Opitz, der „Reformator deutscher Dichtkunst“, zur Welt gekommen. Das hatte ich gelesen in dem Schullesebuch meines kleinen Freundes, des Kirchendienersohnes, und es war mir treu im Gedächtniß haften geblieben. In weichevoller Stimmung hatte ich den Boden der Stadt betreten, doch als ich die Bunzlauser Tischlerwerkstatt verließ, war es sogar mit meiner literarischen Audacht vorbei.

Ich dachte nicht mehr an den hochberühmten Kunstreformer und Dichterkollegen; ich dachte nur an meinen lieben, unglückseligen Freund Franz, den sie hinausgeworfen hatten, weil er kaum bis drei zählen konnte, und der vielleicht auf der Wanderschaft umgekommen war. Im Geiste sah ich sein treues Gesicht, wie ich es zuletzt gesehen hatte in Thalungen, als wir Abschied nahmen — ein leidenvolles, thranenreiches, hilfloses Kindergesicht, auf dem geschrieben stand: Helft mir, sonst bin ich verloren! . . .

Doch was mochte mir selbst noch bedürftigen!

Im Herbst — wie oft hatte ich das vernommen! — war selten ein Meister geneigt, einen neuen Gesellen anzustellen. In den großen Städten, so sagte man, wo für die Möbelmagazine gearbeitet werde, sei es allerdings anders; dort könne ein tüchtiger Gesell zu jeder Jahreszeit Arbeit finden. . . . Ein tüchtiger Gesell! . . . Aber ich war noch nicht reif für die große Stadt; ich mußte mich vorläufig noch mit der kleinen Stadt, oder mit dem Dorfe bescheiden. . . . Wenn ich nur erst Gelegenheit zu solchem Bescheiden hätte! . . . Wenn ich aber keine Arbeit fände und der Winter käme mir auf den Hals — was dann?

„Sie tiefen Vater und Mutter sein,
Sie wanderten in die Welt hinein
Und gingen bald verloren. . . .“

Wie mein ganzes Wesen erschauerte bei dem Gedanken an dieses Lied!

Görlitz ist eine große, ungewöhnlich schöne Stadt. Ich war überrascht. Aber die breiten, lichten Prachtstraßen mit dem starken Menschenverkehr, die kühlen, mit den fabelhaftesten Reizen der Natur besäumten Spazierwege, die fesselnden Bauwerke, die prunkenden Gärten und all der Reichthum und all die Herrlichkeit erfreuten mich nicht, sondern ängstigten mich; die Menschen hasteten an mir vorbei, ohne meiner zu achten. Aus reichen Läden leuchtete der Wohlstand, aus hohen Fenstern das Glück — und ich zog dahin wie jene arme Seele aus dem Regfeuer, von der ich in einem frommen Jahrmärtsbüchlein gelesen hatte, daß sie einen Menschen suchte, der das erlösende Gebet der heiligen Katharina für sie bete; sie sah überall vergnügte, lebenslustige Gesichter; sie selbst aber konnte nicht gesehen werden, denn sie litt, wie alle armen und auch reichen Seelen, an dem Nebel der Unsichtbarkeit. Und wäre sie auch sichtbar gewesen, und hätte sie Erbarmen gefunden — wer weiß, ob dann Einer unter den vielen Menschen das Gebet der heiligen Katharina gekannt hätte! Und so mußte die Seele zurückkehren ins Regfeuer und blitzen, blitzen — ach, wer weiß, wie lange

noch! . . . Einmal aber mußte sie doch ins Paradies kommen, das war sicher! Und wenn es tausend oder zehntausend Jahre währt — einmal geht sie ein in das Reich der Freuden. Das wußte sie, und somit erging es mir schlimmer als ihr. . . . Nur ein Kutscher, der auf dem Bod einer Droschke saß, grüßte mich verwundert an, als ob er fragen wollte: „Du Grünspacht, was willst Du hier bei uns? Du gehörst doch nicht hierher?“

O, ich verstand die Frage! Ich wußte, daß ich nicht hierher gehörte, und ich war durchaus nicht so verwegen, mir einzubilden, daß ich Kenntnisse genug besaß, um in einer so großen Stadt arbeiten zu können! Geduld nur, ich will ja so rasch wie möglich zur Stadt hinaus eilen! Zuvor aber sagt mir, wo das Hauptpostamt ist! Dort hab ich eine Frage zu stellen. . . .

Ob sie auf meinen Brief geantwortet hat, die Pauline Michalska? Möglich ist es, doch nicht wahrscheinlich. Gewiß hat sie gelacht über den Brief — mich ausgelacht! Wie konnte ich ihr nur einen so einfältigen Brief schreiben, ihr ein Gedicht senden, ich eingebildeter, ganz großer Narr! . . . Vielleicht lebt sie garnicht und hat nie gelebt! Albert hat sich als ein schlechter, erbärmlicher Patron entpuppt — wie leicht ist es möglich, daß er mich belogen hat! Und lebt sie, so ist sie vielleicht garnicht so hübsch, so gut, so klug und edel, wie Albert sie schilderte. . . . Einem solchen Kerl glaub ich und traue ich nicht. . . . Uebrigens ist mirs gleichgültig, ob sie geantwortet oder nicht geantwortet hat. . . . Aber nachfragen muß ich auf der Post, das ist meine Pflicht, denn ich habe mir eine Antwort von ihr erbeten. Nicht geradezu erbeten, doch ich habe „postlagernd Görlich“ an den Rand des Briefes geschrieben und damit kundgethan, daß ich eine Antwort erwarte. . . .

Ich befinde mich vor einem Schalter des Hauptpostamtes. Der Postmann hat eine Handvoll Briefe aus einem Regal genommen und blättert darin. Jetzt hält er inne, liest eine Adresse und läßt sich noch einmal meinen Namen nennen. Er sieht auf mein Mäntel und fragt, ob ich ihm ein Legittimationspapier zeigen könne. Ich zeige ihm mein Arbeitsbuch; er wirft einen flüchtigen Blick hinein und wirft es dann nebst einem Briefe vor mich auf's Schalterbrett. „Mehr sind nicht da,“ spricht er, bedauernd mit der Schulter zuckend. . . . als ob ich ein Duzend Briefe erwartet hätte!

Mein Name steht auf dem Briefe. Große, kräftige und zugleich feine, regelmäßige Buchstaben. In neuerer völler Erregung reißt ich den Umschlag auf, entfalte den schlichten Bogen und lese:

Geehrter Herr!

Hoffentlich kommen diese Zeilen herzlichen Dankes noch in Ihre Hände! Aus Ihrer Adresse entnehme ich nämlich, daß Sie auf Reisen gehen wollen. Gern hätte ich Ihren Brief, durch den sie mich auf die angenehmste Art überrascht haben, schon vorgestern beantwortet, doch wir hatten hier einen Wohnungswechsel, und damit waren so viele Scheereereien verknüpft, daß ich nicht zum Schreiben kommen konnte.

Was Sie da für Zeug über mich schreiben, gäbe mir eigentlich Ursache, mich zu ärgern und Sie zu tadeln; ich nehme aber an, daß Ihr Freund Albert mich über alle Gebühr gelobt hat, und das entschuldigt Sie. Nehmen Sie die Versicherung, daß ich solches Lob in keiner Weise verdiene, und bringen Sie mich nicht wieder in Verlegenheit. Auch bin ich keine Dichterin, wie Sie mich nennen. Trotzdem gestehe ich Ihnen, daß mir Ihr Schreiben wohlgefallen hat, denn aus der feurigen Uebertreibung Ihrer Zeilen und der explosiven Gefühlsäußerung spricht ein gutes Herz. Ich vermüthe, daß Sie noch jung sind und wenig Erfahrung besitzen. Deshalb erkühne ich mich, Ihnen den Rath zu ertheilen: Pflegen Sie Ihr Herz, Ihr schönes Gemüth; behüten Sie als werthvolles Gut den Schatz der edlen Begeisterung, und streben Sie in jeder Beziehung darnach, ein guter Mensch zu werden. Kein Mensch ist wahrhaft gut von Haus aus, kann es nicht sein, da wir erst in schweren Lebenskämpfen das Gute vom Bösen unterscheiden lernen. Ich will Ihnen

das nicht näher aneinander setzen, denn Sie würden mich schwerlich verstehen, da solche Wahrheiten sich ein Jeder selbst erstreiten muß; ich wiederhole nur: Suchen Sie zu ergründen, was gut ist, und werden Sie gut!

Ob Sie Talent zum Dichten haben, weiß ich nicht zu beurtheilen, aber daß Sie das Talent besitzen, ein recht braver Mann zu werden, dafür ist auch das mir überhandte Gedicht ein Zeichen. Wenn Sie in freien Stunden Gefallen am Dichten finden, so dichten Sie getroßt weiter, und erlangen Sie auch keinen Ruhm, so werden Sie doch mit Ihren Versen manchen Freund beglücken können und, wenn Sie bescheiden sind, auch manche hübsche Anerkennung finden.

Lassen Sie sich sehr gut gehen und zürnen Sie mir nicht, daß ich so schulmeisterlich mit Ihnen rede. Ich fühle es jetzt erst, daß ich einen recht unbescheidenen Ton angeschlagen habe; doch Sie können sich ja einbilden, eine alte Tante habe diesen Brief geschrieben.

Ihren Freunde Albert, den ich zu grüßen bitte, wünsche ich alles Gute. Ihnen meinen besten Gruß!
Pauline Michalska.
Holzdam 12.

Müchtig ergriffen, entflammt, begeistert von diesen herrlichen, herzbezwingenden Worten erstand ich, ohne Rücksicht auf meine verzweiflungsvolle Finanzlage, eine Postkarte und kritzelte Sätze nieder, wie sie mir in meiner wonnestürmischen Dankeschwelgerei, sowie im Gefühl der Bewunderung und Ergebenheit in die Feder flossen. Eine Adresse gab ich der hochverehrten Dame nicht an; ich wußte ja nicht, wohin mein Lebensstern mich leiten werde, und außerdem empfand ich, daß es unbescheiden, zudringlich wäre, einen zweiten Brief von dem Fräulein zu fordern. Ueber den Inhalt des empfangenen Briefes sann ich nicht weiter nach; die Lehren und Rathschläge begriff ich nicht, weil sich in mir kein Verlangen, sie zu begreifen, regte; ich that mir Genüge an dem beseligenden Klange der Worte; ich sog wollüstig das süße, betäubende Aroma einer schönen Frauenseele ein, das ich zum ersten Male genoß; ich war berauscht; tief im Herzen dümmerten goldene Ahnungen, ein mächtiger Muth schwellte mir die Brust; ich fühlte mich thatenstark und vergaß mein Gend.

Die Bemerkungen der Dame über mein Dichtertum berührten mich ein klein wenig unangenehm, doch dieser Mißmuth ging rasch vorüber. . . . Warten Sie es nur ab, Fräulein Pauline Michalska, Sie soll an mich kennen lernen! Sie wissen ja noch garnicht, daß ich schon gedruckt bin! . . . Ich werde nicht zum Vergnügen meiner Freunde dichten; ich werde noch oft gedruckt werden. . . . Warten Sie es ab! Sie sollen staunen! . . .

Schon während ich den Brief las, überkam mich das heißbeglückende Empfinden, daß endlich mein dunkles Sehnen nach einer großen, reinen, verständnißvollen Menschenseele erfüllt sei, und ohne daß ich mir klar darüber wurde, lebte dieses Empfinden schweigend in mir fort und ward für mich zu einem stetig fließenden Quell der Heiterkeit und des Vertrauens. . . .

Als ich Görlich, der Vaterstadt des berühmten Schniters Jakob Böhme, den Rücken zuwendete, war ich so reich, wie jener Herzog Friedrich, der in der Geschichte die sinnreiche Bezeichnung „mit der leeren Tasche“ führt. Er saß dereinst in Macht und Pracht, freute sich seiner Jugend und seines Glückes, neckte sich aus Uebermuth mit gekrönten Nachbarn, gewährte einem flüchtigen Papste, der ihm ein guter Kumpen zu sein schien, Unterschlupf, und ärgerte die in Konstanz zum Konzil versammelten Feinde seines mit der siebenfachen Krone geschmückten Schutzbefohlenen so schrecklich, daß sie mit Krummstäben, Krustfixen, Fahnen, Weihwasserfesseln und Wundstrahlen wüthend auf ihn loszuehnten. Gegen einen solchen Ansturm zerbrach seine stolze Macht wie ein Palm im Winde; die „gut christlichen Heerschaaren“ besiegten ihn; er mußte seinen Papst im Sack lassen und ausdrücken — er mußte sein Heil als Fuchtsbruder suchen. . . . Ein Fuchtsbruder war Herzog Friedrich von Tirol, gleich mir; auch ihn hatten spitzböhsche Fanatiker ins Unglück gestürzt. Er wandte

sich an die Bauern und, Gottlob! die Bauern lieben ihn nicht unkommen. Sie gewährten ihm Obdach und Schuß und speisten ihn, bis es ihm wieder gelang, zu Macht und Ehren zu kommen.

Ihr guten Bauern, auf Euch rechne auch ich! Ein Fuchtsbruder bin ich mit leeren Taschen, und zu Euch wende ich mich in meiner Drangsal!

Sechszwanzigstes Kapitel.

In der Villa.

Sie war die letzte und, wie mir schien, die amnthigste in der langen Villenstraße. Der breite Vorgarten war gut gepflegt; er leuchtete in der reichen Farbenfülle des Herbstes.

Der Hunger mahnte mich an meine Fuchtsbruderpflcht; ich schob, wie der Sonnenschmied sagen würde, Kohlendampf. Der Mittag war längst vorüber; doch hohe Herrschaften belieben spät zu speisen — vielleicht erhaschte ich noch einen Rest vom Mittagstisch. . . . Nur frisch hinein!

Die Gartenthor war unverschlossen; an der Hausthür mußte ich pochen. Ich klopfte recht zaghaft, und während ich mir vorwurfsvoll sagte, daß die schwachen Töne kein Gehör finden würden, ward die Thür von innen heftig aufgerissen. Im Rahmen erschien eine junge, sehr bleiche Nonne; sie stugte bei meinem Anblick und fuhr zurück, trat jedoch im nächsten Augenblick wieder vor, berührte meine Schulter mit ihrer Hand und sagte ernst und erregt: „Guter Mann, ich glaube, der Himmel schickt Sie her! Laufen Sie doch — laufen Sie schnell in das kleine, weiße Haus da hinunter, auf die Stadt zu, laufen Sie schnell, so schnell Sie können. . . . Auf dieser Seite ist, ein langer Fußweg führt von der Straße hin — das vierte oder fünfte ist von hier. . . . Sagen Sie, er stirbt!“

„Wem soll ich's sagen?“

„Sagen Sie nur, er stirbt. Die Frau Oberst soll kommen.“

Schon hatte ich meinen Berliner auf die Schwellegeschleudert, und nun jagte ich wie der Sturmwind davon — die Straße hinab, dem kleinen, weißen Hause zu.

Am Thürpfosten lehnte ein altes Weib.

„Die Frau Oberst soll kommen, er stirbt! Schnell, augenblicklich soll sie kommen!“

„Er stirbt?“ fragte die Alte, sichtlich betroffen von dieser Neuigkeit.

„Ja, er stirbt! So rufen Sie doch die Frau Oberst!“

„Die hält jetzt Mittagruhe. Sie will nicht gestört werden.“

„Aber sie soll schnell kommen, so schnell wie möglich; die Klosterschwester hats gesagt.“

„Man weiß hier garnicht, was man thun soll! Ich werd's halt der Köchin sagen,“ sprach die Frau verdrießlich und trat in das Haus.

Was bedeutet das Alles? fragte ich mich. Wie kann diese Person so ruhig sein bei einer solchen Botschaft? Wagt keines, die Frau Oberst zu wecken, so will ich's selbst thun!

Ich trat in den engen Hausflur und ließ meine Bärenstimme laut erschallen: „Er stirbt! Die Frau Oberst soll augenblicklich kommen! — aber schnell!“

Bier oder fünf weibliche Wesen schossen erschrocken aus einem Raume hervor. Ich nahm mir nicht Zeit, sie zu betrachten und anzuhören, sondern eilte zurück nach der Villa, um der Klosterschwester Bescheid zu bringen.

Sie dankte und zog mich in den Hausflur; von dort schritten wir leise durch ein Prunkzimmer und traten in ein düstres Nebengeläß, in dem ich zunächst nur ein Bett und einen mit Medizinflaschen und anderen Gefäßen besetzten Tisch erblickte.

„Bitte, bleiben Sie hier, bis die Frau Oberst kommt!“ bat sie leise. „Es ist nicht gut, wenn man in solchen Augenblicken allein ist. — Ach, was habe ich die Nacht hindurch und den ganzen Morgen für Angst ausgestanden! Der Herr Doktor war ein paar Augenblicke hier, sonst keine Menschenseele.“ . . .

Sie setzte sich an das Bett auf einen Stuhl, ersahnte mit beiden Händen Rosenkrantz und betete still. Ich schlich behutsam nach dem hintereu.

Ende des schmalen Raumes, zu Häupten des Kranken, und wartete in banger Beklemmung der weiteren Ereignisse.

Lange stand ich dort — entsetzlich lange Minuten, und wagte kaum zu athmen. Die Arzneien verbreiteten jenen scharfen Duft, der stets an die Gebrechlichkeit des Menschenleibes, an Qual und Sterben gemahnt, und der mir wie Leichengeruch vorkam. Das Fenster bedeckte ein dunkler Vorhang, der seinen Lichtschimmer hereindringen ließ; nur durch die offene stehende Thür stieß aus dem Brunnzimmer eine matte Stelle in das Sterbegemach, ruhte wie ein leises Gnadenleuchten auf dem Krankenlager und verklärte das bleiche, müde Gesicht der betenden Entlagerin. Der Kranke regte sich nicht; kein Athemzug war vernehmbar, so gespannt ich auch lauschte. War die Erlösung schon gekommen? . . .

Jetzt ein ächzender Ton, wie ein verhaltenes Röcheln, dann wieder tiefe Stille. Er lebte noch! Die Schwester bogen sich vorsichtig über das Bett, betrachtete ihn ein Weilschen, winkte mir dann, kaum merklich, mit den Augen zu, und ihre schmalen Lippen bebten weiter im Gebet. Ich deutete den Augenschein als eine Einladung, den Kranken zu betrachten, und so machte ich geräuschlos einen Schritt auf das Bett zu. Einen Blick über die hohe Bettwand werfend, sah ich in den Kissen das fahle, härtige Antlitz eines Mannes; die Augen waren geschlossen, auf der schmalen, von grauen, buschigen Haaren umrahmten Stirn standen dicke Schweißtröpfchen. Da auf einmal war mir, als verzerrte sich in brennender Qual sein Gesicht, als öffnete er Augen und Mund und als wolle er irgend ein furchtbares Wort sprechen — und wieder vernahm ich jenen unheimlichen, röchelnden Seufzerton. Bekommen trat ich zurück.

Die Schwester war aufgestanden, um den Kranken genauer beobachten zu können. Zuvor wandte sie sich nach der Thür und schien in die Ferne zu lauschen, und dabei glitt jedesmal ein Schatten des Unwillens über ihre ruhigen Züge. Auch war es dann, als hätte sie das Bedürfnis, recht zärtlich zu dem Kranken zu sein. Sie strich ihm sanft mit einem weißen Tuch über die Stirn, blickte ihn, jede seiner Bewegungen aufmerksam verfolgend, liebevoll an, und ihre weißen Hände waren jedes Dienstes gewärtig. Wie ernst sie ihren heiligen Beruf nahm! Je länger ich sie anschaute — fe, ein liches Gebilde voll Demuth und zugleich voll Hoheit, voll Liebe und zugleich voll Strenge, voll Selbstverlängerung und voll inniger Sorge um das Wohl leidender Mitmenschen, desto eifriger redete ich mir ein, daß die wirklichen Engel Gottes nicht über den Wolken haufen, sondern auf Erden weilen.

Endlich Geräusch an der Hausthür. Wehklagen erhebt sich draußen, rasche Schritte erschallen. Laut schreiend stürzt eine ältliche, kleine, vollformige Dame in das Krankengemach, sinkt am Bette nieder, ergreift eine Hand des Sterbenden und beschwört ihn lärmend, sie nicht allein in der Welt zu lassen. Die Nonne, in höchster Bestürzung, preßt ihr ein Tuch an den Mund, um sie zum Schweigen zu bringen, wird aber bald von der kleinen, kräftigen Frau bei Seite geschoben.

„Reinhold, Reinhold, lebst Du noch? So sprich doch mit mir — Reinhold! Ach, ihr heiligen vierzehn Nothhelfer, o Du allerreinste, Du allerheiligste Jungfrau Maria, stehe mir bei; o heilige Dreifaltigkeit, verlaß mich nicht! — Reinhold, mein Reinhold! — Ach, er lebt noch, er lebt! Er darf nicht von mir gehn, er darf nicht!“

Sie ist aufgesprungen und will den Kranken umschlingen. Da greift die Nonne herzhast zu und reißt sie zurück.

„Seien Sie vernünftig, Frau Oberst! Das ist keine Art!“

Die Frau Oberst sieht einen kreischenden Ton aus, als fühle sie sich vom Schläge getroffen; sie will rücklings hinsinken, wird jedoch von der Schwester festgehalten, und gleichzeitig treten zwei junge, ländlich gekleidete Frauen oder Mädchen in das Zimmer und stehen der Schwester bei. Die kleine Dame wird in die Brunnstube geleitet und dort auf einen Polsterfessel niedergelassen.

„Bereiten Sie mir eine Tasse Kaffee!“ wendet

sich die Schwester an die beiden Frauenzimmer. „Auch für den jungen Mann eine!“ fügt sie, auf mich deutend, hinzu.

Die Zwei gehen hinaus, die Schwester kehrt an das Krankenbett zurück.

Ich richtete meine Aufmerksamkeit auf die Frau Oberst. Oft schon hatte ich das Wort Verzweiflung gehört und es selbst gebraucht, jetzt aber sah ich zum ersten Male einen verzweifeln Menschen. Ihr Unglück ergreift, überwältigt mich und zwingt mir Thränen in die Augen. Der Gedanke, daß ich Zeuge bin, wie der Tod zwei trennliebende Seelen grausam auseinander reißt und einem schwachen Weibe der Gefährten und Beschützer raubt, wirkt heftig erschütternd auf mein Gemüth. . . Sie liegt im Sessel mit geschlossenen Augen; sie leuchtet, als kämpfe sie selbst mit dem Tode, und ihr hochgewölbter Nasenrücken hebt und senkt sich mit unheimlicher Geschwindigkeit; der Kopf ruht schräge auf dem Polster, der Mund ist geöffnet, die Arme hängen schlaff über die Lehne herab. Ich fürchte um ihr Leben und wünsche im Stillen, daß sie einschlafen und im Schlummer Stärkung finden möge.

Da — sie öffnet die Augen! Der Kopf hebt sich, sie reckt sich, mit den Händen auf die Lehnen gestützt, empor. Der Ausdruck der Verzweiflung ist aus ihren Zügen gewichen; ihr Blick ist ruhig, eisig, lauernd. . . Und dieser Blick trifft mich. Sie erhebt sich rasch.

„Was ist das dort für ein Mensch?“ fragt sie.

Die Schwester wendet sich zu ihr und deutet ihr Schweigen an, indem sie einen Finger an die Lippen hält. „Den hab ich gebraucht,“ erwidert sie leise.

„Da gebt ihm doch etwas, damit er gehen kann!“ spricht die Frau Oberst mit gedämpfter Stimme.

„Er bekommt Kaffee!“ entgegnet die Schwester.

„Er kann ja den Doktor holen! . . . Ja, was heißt denn das — wo ist denn der Doktor? Wir müssen doch den Doktor haben!“

Die Schwester ergreift sie am Arme und führt sie zurück zum Polsterfessel.

„Der Herr Doktor war hier; er sagte, es sei nicht mehr nöthig, ihn zu rufen. Ich bitte Sie, Frau Oberst, regen Sie sich nicht auf und sprechen Sie nicht so laut.“

„Aber Hochwürden muß doch kommen!“

„Hochwürden war vorgestern hier. Ihr Herr Gemahl ist vorbereitet für den Himmel.“

„Nein, er muß noch einmal kommen!“ ruft die Frau und beginnt zu schluchzen. „Vorgestern, das ist schon zu lange! Mein Gewissen ließe mir keine Ruhe bis an das Grab! . . . Mein Gewissen, mein Gewissen! . . . Hochwürden muß kommen!“

„Wenn Sie ein Gewissen haben, Frau Oberst, so gönnen Sie Ihrem Herrn Gemahl einen ruhigen Tod!“ raunte ihr die Schwester mit zorniger Entschiedenheit zu.

Ich bin überrascht von der bitteren Schärfe dieses Tones, und mein Erstaunen wächst, als die alte Dame, ohne ein Wort zu entgegnen, einen Widel ergreift und Möbel und Geräte damit abhäubt. Ihre Züge bekunden eine erschreckliche Gleichgültigkeit; ich erwarte, daß ihre Lippen eine heitere Melodie summen. Sie tritt auf die Schwelle und fragt: „Haben Sie diese Nacht ein wenig geschlafen, Schwester?“

Die Schwester, am Bett beschäftigt, schüttelt den Kopf und winkt ihr zu, fern zu bleiben.

„Da müssen Sie doch Kaffee haben!“ spricht die Frau Oberst und geht hinaus.

Mein Mitleid für sie hat sich in Abscheu verwandelt. Erst die wilde Verzweiflungsszene, und dann die empörende Rücksichtslosigkeit gegen den sterbenden Mann. Ich vermag mir das Räthsel dieses Weibes nicht zu erklären, habe jedoch die Ueberzeugung gewonnen, daß die Ehe, die der Tod nun lösen will, nicht im Himmel geschlossen ist.

Der Kranke hat seine Ruhe verloren; ich höre schwere, röchelnde Athemzüge und sehe, wie die Bettdecke sich bewegt. . . Vielleicht das Röcheln des Todes. . . Der Engel hat sich über ihn gebeugt; mit der Linken hebt er sanft ein wenig das Kissen, und auch mit der Rechten leistet er dem Sterbenden Samariterdienste.

Die Dame erscheint auf der Schwelle. „Schwester, der Kaffee kommt gleich! . . . Er ist wohl aufgewacht?“

Die Schwester antwortet nicht. Einen Blick der Neugier wirft die Frau Oberst nach dem Bett, dann wendet sie sich zu mir und besieht kalt und herablassend: „Gehn Sie nach der Küche, trinken Sie eine Tasse Kaffee.“ Ich füle, wie sie mich verächtlich und mißtrauisch mustert.

Glücklich, aus dem Banne des Todes und der unerträglichen Atmosphäre zu gelangen, eile ich auf den Fußspigen davon.

Hunger und Durst sind mir vergangen; ich will sogleich die Villa verlassen und suche mein Mäuzel. Dabei gelange ich in die Küche, wo die beiden jungen Frauenpersonen bereits beim Kaffee sitzen. Die Eine erhebt sich und nöthigt mich, an dem weißgeschürten Tische Platz zu nehmen. Sie bringt mir Kaffee und bereitet mir ein Butterbrot. Beide sind traurig gestimmt; die Eine scheint sogar geweint zu haben; sie fährt mit dem entblößten Arm über die Augen. Dabei laut sie eifrig mit beiden Baden, leert mit raschen Zügen ihre umfangreiche Tasse, als wolle sie trinkend ihren Schmerz betäuben, und füllt sie schnell aufs Neue. Sie sprechen von der „Alten“, und obgleich ich nur wenige Worte erhasche, weiß ich doch bald, daß sie von ihrer Persönlichkeit nicht entzückt sind. Ich frage, an welcher Krankheit der Herr Oberst leide, und da sie gesprächig sind, erfahre ich im Zeitraum einer Viertelstunde die schlimmsten Familiengeschichten.

Der Oberst erliegt einem Krebsleiden. Seit zwei Jahren ist er krank. Seine Liebe zur Natur hat ihn veranlaßt, nach seiner Verabschiedung vom Militär eine Gartenwohnung außerhalb der Stadt zu beziehen. Noch im Frühling hat er, trotz seiner Krankheit, weite Feldspaziergänge gemacht und Kräuter und Käfer für seine Sammlungen gesucht; doch im Sommer war er bereits so elend, daß er zu Fuß kaum noch den Garten erreichte. Bald nachdem ihn das Leiden für immer auf das Lager geworfen hatte, wandte sich sein frommes Weib, das er ein lauges Leben hindurch treu geliebt hat, von ihm ab und bezog eine andere Wohnung. Der Arzt, meinte sie, habe ihr körperliche und seelische Ruhe anempfohlen, und wenn sie allein sei, könne sie besser zum lieben Gott beten, auf daß er ihr das Liebste und Einzige, was sie auf Erden besitze, ihren Reinhold, noch recht lange am Leben erhalte. In seiner Nähe könne sie nicht weilen; ihn leiden zu sehen, würde sie zu sehr aufregen, und das wäre ihr Tod.

„Dabei ist sie zäh wie Rindsleder,“ bemerkte eine der Erzählerinnen.

„Die hält mehr aus, als drei Scheunendrescher zusammen,“ bestätigte die Andere.

„Sie thut aber immer, als pisse sie bereits auf dem letzten Loche.“

„Als sie vor ein paar Tagen zum letzten Male hier in der Villa war, ist ihr ein Geist erschienen.“

„Nicht doch, vor der reißten ja die Geister aus!“

„Sie hats aber erzählt! Die Seele von ihrem Schwiegerater wars. Vielleicht hat ihr diese Seele den Kopf ein wenig zurechtstutzen wollen, doch unsere Gnädige ist ausgerückt, und seitdem mochte sie nicht mehr in die Villa gehen.“

„Es kann auch der Leibhaftige gewesen sein, der nachsehen wollte, ob sie reif genug ist!“

„Aber Kathrine! Die wird ja schnurstracks mit sechs Schimmeln in den Himmel abgeholt, wenn sie stirbt. Denke doch, wie sie befreundet ist mit dem Herrn Kaplan, und was sie für Messen lesen läßt!“

„Wenn die einmal sterben sollte, dann feierten die Teufel vor Freuden Kirmeß.“

„Nicht so laut, Kathrine! Du weißt, die Alte lauscht gern.“

„Keine Angst, sie kann uns nicht hören.“

„Meine Mutter erzählte immer, daß zum gnädigen Herrn auch Geister gekommen sind. Da kam immer ein Vogel, und das war die Seele seiner Tochter.“

„Rede nicht so dumm! Der Herr hat überhaupt an keine Gespenster geglaubt!“

„Aber der Vogel hat noch voriges Jahr gesungen. . .“

„Es war eben ein Vogel, weiter nichts. Er hat

immer auf der Pappel im Garten gefessen und so schön gesungen, daß dem Herrn die Thränen in die Augen gekommen sind. Und er hat dabei an seine Tochter gedacht, die auch die Vögel so gern hatte.“

„Die Alte hat nämlich ihre Tochter ermordet.“

„Ermordet?“ fragte ich erschrocken.

„So gut, wie ermordet. Es war gerade in dem Jahre, in dem die Herrschaften hierher gezogen sind. Sechzehn Jahre war ich alt. Meine Mutter bedient hier.“

„Ich weiß mich auch noch zu erinnern,“ sagte die Andere. „Erzähl's einmal, wie es war!“

Also redeten und schimpften meine geschwägigen Tischgenossinnen, und in den nächsten Minuten erfuhr ich von ihnen eine haarsträubende Geschichte. Ich habe sie später, weil sie mich in mannigfacher Hinsicht gewaltig fesselte, niedergeschrieben, und sie soll das nachfolgende Kapitel bilden.

(Fortsetzung folgt.)



Sozialistische Poesie in Frankreich.

Von S. Thurow.

Um die Abhängigkeit des künstlerischen Schaffens — namentlich in Bezug auf die Auswahl des Stoffes — von den wirtschaftlichen und politischen Interessenkämpfen der Zeitperiode darzutun, führt uns Georges Renard in seinem letzten Bande französischer Literaturkritik* folgenden Vergleich vor: Es ist bekannt, führt er aus, wie man den Blumen die verschiedensten Farben geben kann. Man spaltet ihren Stengel und steckt sie in durch chemische Farbstoffe kolorierte Lösungen; der blau-gelb oder roth durchtränkte Saft steigt empor und die Krone kann auf diese Weise in allen Farben des Regenbogens erglänzen. So ergeht es auch mit der Poesie, die man wohl die Blüte des menschlichen Genius genannt hat: sie nimmt die Farbe des Bodens an, aus dem sie ihre Säfte saugt. Wir haben sie azurblau gesehen, wie die Wasser eines stillen Sees, grün und rosa wie den Frühling, schwarz wie ein Todtenzimmer. Heute prangt sie greise im fastigen Roth der Klatschrose und des Proletariatsbanners, was uns zu der Annahme führt, daß das gesellschaftliche Milieu, dem sie entsprossen ist, gewaltig mit sozialistischen Säften durchsetzt sein muß.

So ist es in der That. Wie der Sozialismus in die Oekonomie eingedrungen ist, wie er in steigendem Maße die Politiker und Gesetzgeber beschäftigt, so nimmt er auch auf dem Gebiete der Kunst immer allgemeineres und tiefergehendes Interesse in Anspruch. Des Künstlers Gedankenwelt, die mit Schönheitsidealen aller Art gleichsam gepflastert ist, konnte unmöglich dem sozialistischen Ideenstrom keinen Eingang gewähren. Und daß es auf dem Gebiete der Kunst vornehmlich die Dichtkunst ist, in deren Schöpfungen man den Einfluß der proletarischen Hoffnungen und Ueberzeugungen wiederfindet, ist nur zu begreiflich — muß doch gerade sie ihre Stoffe aus dem vollen Leben schöpfen, und wo fluthet das Leben gewaltiger und intensiver als auf dem Felde des sozialen Existenzkampfes!

Unsere Aufgabe ist es heute, dem Leser einige Proben sozialistischer Dichtung aus Frankreich mitzutheilen. Wohlverstanden, moderner sozialistischer Dichtung. An und für sich ist die französische Dichtkunst dieses Jahrhunderts, gleich der gesammten nationalen Literatur, reicher an sozialistischen Gefühlsmomenten als die Poesie irgend eines anderen Volkes. Sie hatte gewaltige Motive zu verwerthen: Revolutionen und Kämpfe, wie keine andere Nation sie sah. Die Kampfbegeisterung der Unterdrückten, der Gedanke der menschlichen Zusammengehörigkeit und Einheit, der trotz des tiefen Abgrundes zwischen Arm und Reich nicht aufhörte, seine Vitalität zu bekunden, rang in der Dichtung nach Form und Gestaltung. Und zwar nicht nur während der ver-

hältnismäßig kurzen Epochen der eigentlichen sozialen Kraftproben. Wer gedächte nicht der im Gewande des Sozialismus einherstreichenden rothschimmernden Poesie der zwanziger, dreißiger und vierziger Jahre? Die sogenannten Utopisten proklamirten eine neue Aera des sozialen Friedens, der Gerechtigkeit und harmonischen Weltordnung. Ihre Ueberzeugungen, ihre Philosophie waren sozialistisch; aber weder die geistige Entwicklung des Volkes, noch die materielle Entwicklung der Produktion entsprachen dem nachgestrebten Ideal, so daß die Masse des Volkes den neuen Propheten kein Gehör schenkte. Aber die geistige Elite der Nation erwachte und proklamirte um so begeisterter dieses hohe Ideal der Menschheits-erlösung, als es nach der Ueberzeugung der Besten sich friedlich und ohne Erschütterungen der gesellschaftlichen Organisation verwirklichen lassen mußte.

Die Zahl der Poeten und Literaten, die sich seit dem Beginn der St. Simonischen Propaganda bis zur Revolution von 1848 und darüber hinaus mit dem Problem des Sozialismus befaßt haben, ist Legion. Wir erinnern nur an einige der Bedeutendsten unter ihnen, wenn wir folgende Namen nennen: Barbier, Chateaubriand, Viktor Hugo, George Sand, Eugène Sue, Branger, Pierre Dupont, Lachaubandie usw. Die ganze französische Literatur, schreibt B. Malou in seinem „Socialisme Intégral“, war wie mit Sozialismus durchtränkt. Und Heinrich Heine war es bekanntlich, der, angesichts des gewaltigen Stroms von Sympathien, dessen sich das sozialistische Ideal erfreute, verwundert ausrief: „Das ist ein unschätzbare Vortheil für den Sozialismus, daß er alle großen Geister auf seiner Seite hat, und daß seine Gegner, soweit es deren giebt, sich nur aus platter Nothwendigkeit, ohne Vertrauen zu ihrer Sache und selbst ohne tiefe Achtung vor sich selbst, vertheidigen.“

Die späteren großen Kämpfe, die die Arbeiter behufs Förderung ihrer gerechten Sache zu bestehen hatten, räumten mit dem jener Reformatorengeneration eigenen Optimismus gründlich auf. Die durch die fortgesetzte wirtschaftliche Revolutionierung der gesellschaftlichen Grundlagen bedingte Verschärfung der Klassegegensätze lockerte auch die geistigen Bande der Dichter untereinander. Außerlich vollzog sich diese Wandlung durch die Ueberwindung der Romantik, die, indem sie weniger der Realität des Lebens Rechnung trug, sich vorzüglich zur Interpretation und Idealisierung aller rosa-schillernden, weitausschauenden, doch jeden Appell an die Interesseninstukte verschmähenden Reorganisationsideen eignete. Eine neue Form der Dichtung erschien seit Anfang der fünfziger Jahre auf dem Plan, die in stetem Kampfe mit der damals in ihrer Macht noch unbeeinträchtigten Romantik heute zur unbestrittenen Herrscherin geworden ist: der Naturalismus.

Dieser hat, namentlich auf dem Gebiete des Romans, außerordentlich viel zur Erkenntnis der sozial-wirtschaftlichen Zustände beigetragen. Naturgemäß entlehnte er seine Stoffe in erster Linie dem wirklichen Volksleben. Da er sich aber zur Aufgabe stellte, die sich ihm in Fülle aufräumenden psychologischen Probleme gründlicher, naturwahrer und objektiver zu behandeln, als wie das bislang geschehen, und da er im Uebrigen, trotz der Zurückdämmung der persönlichen Ueberzeugungen der einzelnen Autoren im Großen und Ganzen im Bunde marschirte mit Wissenschaft und sittlichem Fortschritt, so wirkte er trotz seines objektiv-sachlichen Charakters in hohem Maße agitatorisch. Eine greifbare, von den Naturalisten gewollte Tendenz lag ihren Werken nicht zu Grunde. Die Romane wirkten propagandistisch durch die genaue Milieu- und Menschenschilderung, und nur durch diese wahrheitsgetreue, die kritische Betrachtung fördernde Darstellung konnten sie der sozialistischen Sache dienen.

Zur Erhebung der Herzen, zur Erweckung flammender Begeisterung reichte ihr Ideengehalt in den meisten Fällen nicht aus. Von einigen Werken, „Germinal“ zum Beispiel, abgesehen, in denen uns die Gedanken der handelnden Personen am Schlusse selbst etwas verrathen von dem Feuergeist des Dichters, der die Schranken durchbrechen möchte, die ihm seine eigene Kunstmethode gezogen, sehen wir fast nirgends

einen Hinweis auf das kommende Bessere — die Formulierung einer aus der kritischen Analyse sich ergebenden positiven Forderung. Ein solcher Positivismus würde, wie angedeutet, über den Rahmen der naturalistischen Dichtung hinausgehen. Die sozialistische Bewegung aber bedarf der Herolde, der Sängern und Aufer im Streit, und diese zu liefern, war vor Allem der neueren Lyrik vorbehalten, an der, entsprechend ihrem innersten Wesen, die Zeit und die Menschen inhaltlich weniger reformiren konnten, als am Roman und am Drama.

Die Lyrik hat immer stark zum Symbolischen (Sinnbildlichen) geneigt. Auch die neueren französischen Lyriker sind zum guten Theil Symbolisten. Sie werden sogar mit diesem Namen bezeichnet und nennen sich selber so, um den Unterschied ihrer Methode von derjenigen der Naturalisten deutlich hervorzuheben. Im Ganzen genommen darf man den neuerlichen Symbolismus, der auch auf der Bühne seinen Einzug gehalten und mit der immer häufigeren Aufführung von Musikdramen hier eine gewisse Bedeutung erlangt hat, einerseits als eine idealistische Reaktion gegenüber gewissen Auswüchsen des reinen Naturalismus, andererseits als einen sehr verständlichen Protest gegen die seit Jahrhunderten währende, durch einen strengen Keim- und Verkoder größte uninnige Neglectierung des lyrischen Schaffens betrachten. In ihrem Arbeits- und Freiheitsdrange erschlugen die Dichter die alten Formen, in die man so lange immer wieder die Empfindungen des Gemüths und den Willensdrang einzuzwängen versucht hatte. Daß sie dabei (wir sprechen hier von den zum Sozialismus neigenden Dichtern) nicht hin und wieder auch den Einfluß des in neuerer Zeit modisch gewordenen Mystizismus erfahren hätten, soll nicht geklagt werden. Im Allgemeinen hat indessen ihr gefundener Optimismus sie vor dieser Klippe des künstlerischen Wirkens bewahrt.

* * *

Es ist begreiflich, daß in einem Lande, wo das seit einem Jahrhundert im Volksbewußtsein wachgewordene und nicht mehr verblichene Freiheitsideal so stark und grell mit der kapitalistischen Gegenwart kontrastirt und wo das Temperament der Menge nur zu leicht zu sanguinischer Auffassung der sozialen Situation neigt, einer Auffassung, deren Irrigkeit von allen Revolten und Revolutionen dargethan wurde, daß in einem solchen Lande schließlich ein gewisser düsterer Trost, ein Hang zum Extremen, die Gemüther erfüllt. Als treffender Ausdruck einer derartigen Stimmung muß ein kleines, an Ada Negris Kampflieder gemahnendes Sonett betrachtet werden.

Die handelnden Gestalten der sozialistischen Dichtung sind, wie in diesem Fall, sehr oft der biblischen Tradition entlehnt, oder ihr eigenes Geschick zeigt zum mindesten mit dem Schicksal sagenhafter Helden der Religionsgeschichte gewisse Ähnlichkeiten. Dort, wo trotz aller Wandlungen im sozialen Organismus des Gemeinwesens auf kirchlichem Gebiet der Katholizismus so unbeschränkter Herr und Meister geblieben ist, ist ein solcher — man möchte sagen biblisch-revolutionärer — Symbolismus verständlich. Die Kirche, und namentlich die katholische Kirchenorganisation, ist das Bollwerk, hinter dem heute das fortschrittsfeindliche, herzlose und heuchlerische Gesellschaftsproleten seine Interessen vertheidigt. Sie und ihre Vertheidiger zu stürzen, ihren rückständigen Charakter zu enthüllen und so zur Vernichtung der schlimmsten Stützen der konservativen Umsturzkräfte beizutragen, ist eine der Hauptaufgaben der jungen freigeistglühenden Partei. Und dieser Kampf ist, soweit man seinen Schauplatz nicht vom Boden der sozialen Wirklichkeit in die Wolken religiöser Abstraktion verlegt, fruchtbringend und dankbar. Denn war nicht bereits, in seinen Anfängen, das Christenthum ebenso revolutionär, wie es heute konservativ und verknöchert ist? Und wem spränge dieser Unterschied nicht grell in die Augen! — Unsere Dichter knüpfen an gewisse mehr oder minder verbürgte Ereignisse der ersten Entwicklungsphase der christlichen Religionsgemeinschaft an und beleuchten dann mit um so größerer Schärfe den schmadyollen

* Critique de Combat. Paris. Société Libre d'Édition des Gens de Lettres.

Interessensband, den heute Kirche und Geldsack miteinander geschlossen haben.

Clovis Hugues, ein bekannter sozialistischer Dichter — doch ebenso mittelmäßiger Politiker wie schwungvoller Balladendichter — führt uns in einem Poem, das er eine „Dramatische Vision“ nennt, nach Golgatha. Der Heiland und die beiden Uebelthäter hängen am Kreuz und tauschen ihre letzten Gedanken aus über ihren Pilgergang auf dieser so brennendsten, irdischen Laufbahn.

Wie es in einer Thesen-dichtung nicht anders sein kann, symbolisieren die lebenden Persönlichkeiten die verschiedenen Auffassungen, die der Verfasser vor der großen Öffentlichkeit möchte gegeneinander abgewogen sehen.

Der reuige Sünder zur Rechten des Erlösers verkörpert die große Menge der Gläubigen, die während ihres Lebens sorglos sündigend und der Erfüllung ihrer Bedürfnisse nachstrebend (wie es das Weltgetriebe jedem athmenden Wesen nahelegt), sich am Ende ihrer Laufbahn der ihnen verheißenen Absolution ihrer Sünden erinnern und, mit dem Segen eines Seelenhirten versehen, in die Gefilde der Seligen einziehen. Der verstockte Verbrecher zur Linken ist der Empörer, der zynische Mörder, dem die Ungeheuerlichkeit seiner Thaten wohl zum Bewußtsein kommt, der sie aber nicht einmal bedauert, ja, der allen Verbrechen noch den frechen Hohn des verdorbenen Herzens hinzufügt. Die Welt hat ihn geschunden, das Schicksal hat ihn verfolgt; der Hunger hat seine Eingeweide zerrissen — er hat sich nur genährt. Und nun soll er zu alledem noch an einen Gott glauben, dessen Milde und Güte ihm ewig verborgen geblieben? Ah — da kannte man ihn und Seinesgleichen schlecht. Mit einem Fluch auf den Lippen gehen sie von dannen; ob zehnmal die Pforten der Hölle sich ob ihren hochgrinsenden Häuptern schlössen.

„Du mich e' Saut, was in verternten Nächten
Ist nur Gelpes her sah hatt Deiner Götter?“

So antwortet er dem ihn zum Glauben ermahnenden Nazarener an seiner Seite; und sein Sarkasmus überschreitet sicherlich nicht die Grenzen der vom Standpunkt der Moral und Vernunft jedem Individuum zu gewährleistenden Meinungsfreiheit, wenn er hinzufügt:

„Wenn wahr, daß Thänen unsere Sünden waschen,
Ist aus schon ein Wert von Dir mich konnt' mit Unschuld ledern,
Und meine Bl. erwacht mit reinem Glanz erleuchten —
Warum nicht gewannst Du mich, an Dich zu glauben?“

Bergeblich ist der Einwand des göttlichen Däubers, daß die irdischen Leiden nur ein Durchgangsstadium zu einem neuen, vollkommenen Leben in einer besseren Welt seien; daß er in seinen Wanderungen durch die Wüste und auf dem Berge die Wichtigkeit der irdischen Schätze proklamirt und durch seinen Appell an die Herzen der Reichen den irdischen Jammer habe einzuwässern gesucht.

hasten Gestalt den ewig alten Kampf der Unterdrückten gegen ihre Unterdrücker symbolisieren will, dann erscheint jene biblische Handlung als Gegenstand einer sozialen Dichtung nicht übel gewählt. Von diesem mehr agitatorischen Standpunkt aus muß man auch die Gestalt Christi beurtheilen, die trotz aller Gottähnlichkeit sich selber sehr dem Wesen eines fast modernen, wissenden Führers des Proletariats nähert.

Ober klingt es nicht sehr menschlich, neugierig und wie von der Erkenntnis der Begrenztheit der individuellen Kraft und der richtigen Erfassung der treibenden geschichtlichen Mächte diktiert, wenn der angebliche Erlöser des Menschengeschlechts am Schluß des Triologes zugeht:

„Das unversierte Glas, und
aller Uebel Ende
Der Welt zu bringen, hab ich
nie geträumt;
Was unser Schicksal führt in
Himmlicher Feuerwende,
Das ist die Wege falsch, die
ruhest führt und ist samt.“

Clovis Hugues schwingt in manchen anderen seiner sozialen Kampfgedichte gegen Morderei und Kirchenthum das blanke Schwert seines revolutionären und temperamentvollen Geistes. Bei sozialistischen Festlichkeiten, Banketts etc. liest oder deklamirt er auch gerne von ihm verfaßte Gelegenheitsprologe, und es fehlt ihm weder an stimmlichen noch an mimischen Mitteln, um jedesmal einen wahren Preisfallsturm zu entfesseln.

Natürlich steht er weder innerhalb noch außerhalb der sozialistischen Partei mit seiner streng antiklerikalen Weltanschauung allein da.

Unter Denen, in deren Dichtungen die Bekämpfung des Einflusses der katholischen Kirche einen breiten Raum einnimmt, ist u. A. Maurice de Talleyrand-Perigord, Herzog von Dino, zu nennen. Er führt uns gleichfalls in das gelebte Land, in die Wüste und auf den Berg Sinai. Und von hier aus, statt wie so viele seiner dichtenden Vorgänger in mystisch-sentimentaler Weise

über das prosaische Treiben der glaubenlosen Menschenherde da unten den Stab zu brechen, schmettert er seine freizugsfähigen kirchenfeindlichen, Steine hinab — zum Gruß an Rousseau und Voltaire; zum Gruß an das kämpfende Paris; zum Gruß an die kämpfende Avantgarde der im Joch der Unwissenheit ächzenden Menschheit.

Und um keinen Zweifel darüber aufkommen zu lassen, daß er sich selber identisch fühlt mit dem Helden seines Poems, dem er ein vollständiges sozialistisches Glaubensbekenntnis in den Mund legt, schreit er



Afchenbrödel. Nach dem Gemälde von Ad. Gähler.
Photographieverlag von Franz Ganssmaengl in München.

„Du predigtest Barmherzigkeit:
Mein Herz schrie nach Gerechtigkeit!“

Das ist die trostige Entgegnung des reuigen Leidensgefährten und in ihr spiegelt sich jene Auffassung wieder, die heute das nach Licht und Befreiung verlangende Proletariat der christlichen metaphysisch-dogmatischen Lehre gegenüber vertritt.

Etwas stark idealisirt erscheint zwar, namentlich gegen Ende des Poems, diese Paragastalt der jüdischen Gesellschaft; wenn man aber keinen Typus schaffen, sondern nur durch Worte einer legenden-

in der Vorrede seines „Le pays du silence“* betitelten und Henri Rochefort gewidmeten Buches: „Da meine feste Ueberzeugung ist, daß nur der Sozialismus berufen ist, Frankreich vor dem völligen Verfall, dem es entgegengeht, zu bewahren, habe ich nicht gezögert, durch meinen Selben verkündend zu lassen, was ich für die Wahrheit halte!“

(Schluß folgt.)



Skizzen aus der Ferne.

Von D. Katt-Kentzang.

III.

Hungersnoth und Fieberpest im südafrikanischen Goldlande.

Hungersnoth und Fieber verbreiten ihre Schrecken im Transvaal-Freistaate. Im Rustenburg-Bezirk haben andauernde Dürre, Minderpest und Heuschrecken die Ackerbau treibenden Boeren fast ihres gesammten Besitzthums beraubt, während die verpestete Luft und faules Wasser das Volk mit einer Krankheit darniedergerworfen haben, die fast noch schrecklicher ist als jene, welche ihren Viehstand wegrafft. Ueber den Umfang des Uebers berichtet ein Brief des Herrn C. Fourie an „De Volksster“ vom 12. Juni d. J. Folgendes:

„Ich will Ihnen die Lage der Burghers hiesigen Bezirkes beschreiben. Fast alle sind durch den Verlust ihres durch die Minderpest gefallenen Hornviehs verarmt, und die Heuschrecken haben Getreide wie Obst vernichtet. Dann brach eine Zeit anhaltender Dürre an, gefolgt von der Malaria seit dem Beginn dieses Jahres. In Vilaansberg liegen die Leute auf Säcken auf dem Boden und haben als einzige Decke einige andere Säcke; eine große Anzahl der Kranken wird an Hunger und Nahrungsmangel zu Grunde gehen, wenn nicht halbige Hülfe geleistet wird, denn um sich gegenseitige Unterstützung zu leisten, sind die Leute zu arm. Der einzige Arzt wohnt in Rustenburg, in einer Entfernung, die man zu Pferde in fünf bis acht Stunden zurücklegen kann; und zudem mangeln den Kranken die Mittel, den Arzt und die Arznei zu bezahlen. Vor einigen Wochen starben wenige Tage nacheinander ein Holländer Noob nebst Frau und drei Kindern. Den Mann und die beiden Kinder legte man in einen Sarg, da die Familie kein menschenwürdiges Begräbniß zu bestreiten vermochte, kein Brot zu essen hatte seit dem Tage ihrer Erkrankung. Auf einem Gehöfte sind sämtliche Bewohner, mit Ausnahme eines kleinen Kindes, von der Krankheit darniedergerstreckt. Die natürliche Folge dieses Nothstandes ist eine fortschreitende Verarmung des Volkes. Obwohl auch dreißig wohlhabende und angesehenere Bewohner dieser Gegend der Epidemie zum Opfer gefallen sind, halte ich dennoch für die Hauptsache der Todesfälle den Mangel an Lebensmitteln. Auf vielen Gehöften liegen alle Insassen krank darnieder, besitzen keine Nahrungsmittel — einige Wenige haben etwas Maismehl und Kartoffeln — und als Decke einen zerrissenen Boilach oder Nehnlisches. Niemand pflegt sie oder bringt ihnen Speise, darum wende ich mich an „De Volksster“ in der Hoffnung, daß diese Zeilen einem Mitgliede der Regierung oder anderen wohlthätigen Menschen die Anregung bieten, unserem Veldkornet eine kleine Geldsumme zur Vinderung der Noth zu senden und ein Hilfscomité zu bilden.“

Die Kommandanten der Busch-Veld-Bezirke von Prätoria, Waterberg und Middelburg melden, daß unter Weißen und Kaffern die Sterblichkeit furchtbar ist. Bis zum 10. Juni d. J. waren im „Warm Quellen-Bezirk“ 1800 Kaffern gestorben, und zwar so plötzlich, daß man sie duzendweise in Massen-Gräbern beerdigte. Die Aerzte halten den Minder-Vacillus für den Krankheitserreger.

Am 24. Juni schreibt Rynheer Jacobus von Bekken an „De Volksster“, daß er alle Gehöfte von Lindley's Boort bis zum Senlous-Flusse besucht habe und allenthalben die Geißel des Fiebers fand.

* Land des Schweigens.

Die allgemeine Lage hat sich etwas gebessert, aber die Fieberpest herrscht unvermindert, vor Allem giebt es viele Mückfälle. Einen Begriff von der Festigkeit der Epidemie gewinnt man durch die Thatsache, daß seit Anfang des Jahres im Distrikte Glands Rivier (Veldkornet J. Pathirk) nicht weniger als hundert Weiße (Erwachsene und Kinder) gestorben sind. Auf einer Farm, Blakfontein, sind sieben neue Gräber angelegt worden. Nicht weniger als siebenundzwanzig Familien fand ich, die aller Lebensmittel bar waren, aber zu ihnen rechte ich nicht die Kranken und Bedürftigen im Vilaan-Gebirge und solche fluktuwärts. Was die Krankheit so verheerend macht, ist aber der Mangel an Pflege und Nahrung, der immerfort Mückfälle verursacht. Ich kenne Leute, die zwei Monate bettlägerig waren und bei eingetretener Besserung, durch Noth gezwungen, sofort wieder arbeiten mußten und naturgemäß einen Mückfall erlitten. Vom Fieber heimgesucht sind Glandsrivier, Stroemrivier, Hoogeboom, Niesfontein, Vesterhoek, Schoongezicht, Lindley'spoort, Krokodilrivier, Blakfontein, Vlaaklaagte, Gijferfontein und Goufontein. In den höher gelegenen Orten und am Fuße der Zwartensruggen ist die Zahl der Erkrankten eine geringere. Das stagnirende Wasser, das im vergangenen Jahr durch keinen bedeutenden Regenfall in den Flüssen und Vertiefungen erneuert wurde, scheint der Krankheitserreger zu sein. Die den Boeren drohende Zukunft ist fast hoffnungslos. Infolge der fast zwei Jahre anhaltenden Dürre konnte nur wenig Getreide gesät werden, der Maisvorrath ist erschöpft, das Vieh von der Pest dahingerafft, und Geld nicht vorhanden.“

„De Volksster“ fügt hinzu, daß ihm noch viel trübere Berichte zugegangen seien, und daß er hoffe, seine Bitte um Hülfe verhalte nicht unerhört. „Man kann nicht glauben, daß politische Zwietracht und unmensliche Apathie die Engländer und Ausländer, die aus unseren Goldminen fabelhafte Schätze sammeln, hindern sollen, von ihrem Ueberflusse den Darbenden eine kleine Spende zu geben. Bisher hat jedoch dieser Nothschrei kein Echo in den Herzen der Goldmagnaten geweckt, die vielleicht in dem Dahinstehen von hundert heldenhafter Boeren eine Verminderung der Wehrkraft, der Widerstandsfähigkeit des ihnen aus selbstsüchtigen Motiven so verhassten Volksstammes erblicken. Diese, jedem Menschlichkeitsgefühl hohnsprechende Haltung der Engländer und des gleichgesinnten Theils der Ausländer ist um so verwerflicher, als gerade jetzt der Bergbau und jede andere Industrie in Transvaal einen unerwarteten Aufschwung genommen hat.“



Wanderungen durch Zeit und Raum.

Von Th. Overbeck.

IX.

Die Zwerge und die Riesen der Planetenwelt.

Wenn auch die verschiedenen Glieder unseres Planetensystems hinsichtlich ihrer Größe und Gestalt, sowie ihrer sonstigen Verhältnisse sämmtlich verschiedenartig zu nennen sind, nicht zwei einander genau gleichen, so ist dennoch eine gewisse Gruppierung, eine jede Gruppe gebildet aus zwei sich ähnelnden Weltbällen, und schließlich zwei sich ähnelnde Gruppen, gebildet aus kleinen Stoffballungen, unverkennbar.

So bilden Merkur und Venus, Erde-Mars, Jupiter-Saturn, Uranus-Neptun, und schließlich die winzig kleinen Planeten, die Planetoiden und die Kometen nebst Meteoriten, derartige Gruppen.

Eine annähernde Regelmäßigkeit zeigen auch die Entfernungsverhältnisse der Planeten, welche schon im vorigen Jahrhundert die Veranlassung zu an sich ziemlich zwecklosen, arithmetischen Spielereien gaben, denen man sogar den Namen Bode'sches Gesetz beilegte.

Ein Wittenberger Astronom, Titius, machte damals den Versuch, die Entfernung der Wandelsterne von der Sonne in ein gewisses System zu zwingen, und

zwar versuhr er in der Weise, daß er die Entfernung des derzeit bekannten äußersten Planeten Saturn von der Sonne in 100 gleiche Theile zerlegte.

Darnach kamen 4 solcher Theile auf die Entfernung des Merkur, $4 + 3 = 7$ auf den Abstand der Venus, $4 + 6 = 10$ auf die Erde, $4 + 12 = 16$ auf den Mars, zu der Entfernung $4 + 24 = 28$ fehlte das Glied, jedoch entsprachen dann wieder Jupiter und Saturn annähernd der Staffel und dann paßte auch schließlich der später am 13. März 1781 von William Herschel entdeckte Uranus in diese Reihe.

Mag nun dieser annähernden Regelmäßigkeit irgend welche Gesetzmäßigkeit oder auch nur ein Zufall zu Grunde liegen, immerhin hatte sie zur Folge, daß die Astronomen des vorigen Jahrhunderts annahmen, daß in der Lücke 28 ein noch unbekannter Weltkörper vorhanden sein müsse.

Von allen Seiten rüstete man sich zur ernstlichen Durchforschung des Himmels, um diesen Planeten aufzufinden, und vereinigte sich sogar am 21. September 1800 eine Gesellschaft von Astronomen zu gemeinschaftlichem Vorgehen.

Merkwürdigerweise, gerade am ersten Tage unseres Jahrhunderts, am 1. Januar 1801, entdeckte nun der Astronom Piazzi in Palermo den ersehnten Stern, aber nicht, wie erwartet, einen großen Ball, sondern einen winzig kleinen, den später Ceres benannten, der etwa 375 Kilometer im Durchmesser besitzt, und dessen Gesamtoberfläche also annähernd der Fläche von Oesterreich-Ungarn gleich.

Hieraus ergibt sich, daß sein Volumen 27 610 000 Kubikkilometer beträgt, so daß man aus unserem Monde 800 Kugeln von der Größe der Ceres bilden könnte.

Am 28. März 1802 entdeckte der Bremer Astronom Olbers in derselben Region einen zweiten kleinen Planeten, die Pallas; Planetoiden oder auch Asteroiden nannte man diese kleinen Neulinge, d. h. planetenähnliche oder sternähnliche Welten.

Harding in Lilienthal fand nun am 1. September 1804 einen dritten, der den Namen Juno erhielt, und am 29. März 1807 Olbers einen vierten, die Vesta.

Bis zum Jahre 1845 ließ man es bei diesen bewenden, dann erst eröffnete am 8. Dezember 1845 ein Dilettant, der Posthalter Henke in Driesen, mit seiner Entdeckung des fünften, der Asträa, die Reihe der noch nicht abgeschlossenen Neuauffindungen, welche, wie erwähnt, bis jetzt etwa 300 Planetoiden aus Licht zog.

Höchst merkwürdig ist dieser Schwarm kleiner Welten, deren bis jetzt bekannte kleinste, die Asträa, nur einen Durchmesser von 20 Kilometern besitzt, und hat man sich schon in den gewagtesten Kombinationen hinsichtlich derselben ergangen. Man betrachtete sie als die Trümmer eines großen Weltkörpers, welcher durch den Zusammenstoß mit einem anderen zersprengt ward, oder führte sie auf die Explosion eines größeren Körpers zurück.

Es ist nicht zu bestreiten, daß diesen Anschauungen eine gewisse Wahrscheinlichkeit innewohnt, aber da eine solche Katastrophe unabweislich zur Folge haben würde, daß sämtliche Trümmer bei jedem Umlauf, natürlich zu verschiedenen Zeiten, einen gewissen Punkt, und zwar denjenigen, an welchem ursprünglich die Zersprengung stattfand, kreuzen müßten, ein solcher Kreuzungspunkt aber wenigstens heute nicht mehr vorhanden ist, so wird die Annahme zweifelhaft.

Allerdings können spätere Einflüsse im Laufe langer Zeiten, z. B. die Anziehung des benachbarten gewaltigen Jupiter, das ursprüngliche Bild verwischt haben, aber auch eine zweite Bedingung ist noch vorhanden, und zwar diejenige, daß ein jeder der Planetoiden bei seinem Umlauf um die Sonne einmal eine bestimmte Entfernung von der Sonne erreichen wird, die auch jeder andere einmal erreichen wird, aber auch das trifft, wenn auch vielfach, so doch nicht durchweg zu.

Gestehen wir ruhig ein, daß wir hier noch vor einem großen Räthsel stehen und daß wir bis heute nicht im Stande sind, Bestimmtes sagen zu können. Daß hier irgend ein abnormes Ereigniß stattgefunden — denn das Zerfallen des Stoffes in zahl-

lose kleine Kugel ist sonst unerklärlich —, ist natürlich ziemlich sicher voranzusetzen, aber welches?

Die von allen anderen Planetenbahnen hinsichtlich Gestalt und Lage abweichenden Bahnen der Planetoiden, von denen z. B. die Exzentrizität (Abweichung von der Kreisform) bei der Nyssa $\frac{3}{11}$ beträgt, während die größte Exzentrizität unter den anderen Planetenbahnen (Merkur) nur $\frac{1}{5}$ erreicht, deutet auf eine gewisse Verwandtschaft der Planetoiden mit Kometen und Meteoren hin.

Möglichstfalls ist der Störstein nicht ein zweiter Planet, sondern ein weltkörpergroßes Meteor gewesen, welches die Trümmer in kometenartige Bahnen zwangte, durch dessen enorme Geschwindigkeit sich Manches erklären würde, und sehen wir in den Planetoiden Meteortrümmer und Reste des alten Planeten vor uns.

Wenn auch der kleinste Planetoid noch 4000 mal die größte bis jetzt beobachtete Feuerkugel an Inhalt übertrifft (aber wer garantiert, daß nicht in früheren Zeiten oder in unbewohnten Gebieten schon größere erschienen sind), so übertrifft aber der kleinste Planet, der Merkur, noch immer 10000 mal den größten der Planetoiden, und würden 5 Millionen der kleinsten Planetoiden erst eine Kugel von der Größe des Mondes abgeben. Daß gewaltige, weltkörpergroße Meteore nicht absolut zu den Unmöglichkeitlichkeiten gehören, werden wir in unserem nächsten Artikel, welcher Kometen und Meteore behandeln wird, näher erörtern.

Sind doch Volle (Feuerkugeln oder große Meteore) schon auf der Erde beobachtet, welche bis 12000 Fuß ($\frac{1}{2}$ deutsche Meile) im Durchmesser hielten.

Ueber die physikalischen Verhältnisse dieser winzigen Planetoidenwelten ist natürlich so gut wie nichts zu sagen, da die größten derselben in unseren schärfsten Fernrohren kaum einen Durchmesser erkennen lassen. Anzunehmen ist jedoch, daß dieselben wegen ihres Alters — sie sind noch älter als Mars und weit älter als unsere Erde, jedoch jünger als Jupiter —, sowie ihrer Kleinheit, das Stadium der Bewohnbarkeit längst hinter sich haben, in vielfacher Hinsicht unserem Monde gleichen und ihre Oberflächen grauenvolle, eisige Wüsten darstellen. Vielleicht ist die Abkühlung so schnell eingetreten, daß überhaupt einer organischen Welt nicht Zeit blieb, sich aus dem rohen Stoff emporzuarbeiten.

Dieses sind jedoch Alles nur Vermuthungen, wenn auch vielleicht Annahmen, denen eine große Wahrscheinlichkeit innewohnt. Gewißheit herrscht jedoch hinsichtlich der Schwereverhältnisse, da diese durch die Massenverhältnisse bedingt werden.

Auf dem kleinsten Planetoiden, der bereits erwähnten Nyssa, mit einem Durchmesser von etwa 20 und einem Umfang von 63 Kilometern, beträgt z. B., vorausgesetzt, daß diese Welt annähernd die Dichtigkeit unserer Erde besitzt, die Schwere auf seiner Oberfläche nur etwa $\frac{1}{1000}$ der Schwere an der Erdoberfläche; ein Gegenstand, der auf der Erde 1 Kilo wiegt, würde demnach dort auf seine Unterlage annähernd einen Druck ausüben, wie ihn hier $1\frac{1}{2}$ Gramm erzeugen.

Gewaltig ist nun der Kontrast zwischen diesen Pygmäenwelten und dem Rieseball Jupiter, welcher nach Ueberschreitung der Asteroidenregion aus der dunklen Tiefe des Raumes vor uns auftaucht.

In einer mittleren Sonnenferne von 774 Millionen Kilometern umkreist dieser Riese, dessen Durchmesser den der Erde elfmal übertrifft (zirka 19000 Meilen), und dessen kubischer Inhalt unsere Erde 1414 mal, sein Gewicht, da seine Dichtigkeit nur $\frac{1}{4}$ der Erddichtigkeit beträgt, 338 mal das Erdgewicht übertrifft, in etwa 12 Jahren einmal die Sonne, welche vom Jupiter aus gesehen zu einer Scheibe zusammengeschrunpft ist, die an Größe nur noch dem 27. Theil der von der Erde gesehenen Sonnenscheibe gleicht.

Der Tag des Jupiter ist sehr kurz, denn seine Umdrehung erfordert etwa 10 Stunden, also nur 5 Stunden liegen zwischen Sonnenauf- und Untergang. Vier Monde, von denen der nächste 427000 Kilometer, der fernste 1907000 Kilometer absteht, letzterer also etwa zehnmal so weit vom Jupiter als unser Mond von der Erde entfernt ist, von

denen der erste und zweite etwa unserem Monde an Größe gleichen, der vierte 4771 Kilometer (636 Meilen) im Durchmesser besitzt und der dritte an Größe nahezu den Mars erreicht, begleiten ihn auf seinem weiten Wege.

Ueber die physikalischen Verhältnisse dieser Monde ist so gut wie nichts bekannt, nur ihr Licht beweist, daß sie verschieden voneinander sind, denn der erste und dritte erstrahlen in Weiß, der zweite erscheint bläulich, der vierte orangeroth.

Wie unser Mond, so zeigen auch die Jupitermonde dunkle Flecken, und hat deren Beobachtung es als höchst wahrscheinlich erscheinen lassen, daß auch die Jupitermonde gleich unserem Erdmonde dem Zentralkörper stets dieselbe Seite zuehren.

Die röthliche Färbung des vierten Mondes deutet auf eine dunstige Atmosphäre, und ist es deshalb nicht ausgeschlossen, daß möglichstfalls die Jupitermonde eine Lebewelt beherbergen.

Etwaigen Bewohnern dieser Monde wird nun der Jupiter selbst als gewaltiger Ball am Himmel strahlen, denn auf dem ersten erscheint er als eine Scheibe, deren Durchmesser 37mal den unserer Wondscheibe übertrifft, und selbst auf dem äußersten wird der Durchmesser der Jupiterscheibe noch neunmal den Durchmesser unserer Wondscheibe übertreffen.

Während nun auf den Jupitertrabanten möglichstfalls eine Lebewelt vorhanden ist, muß man dem Jupiter selbst eine solche wohl noch absprechen, denn die Beobachtungen der neueren Zeit lassen kaum einen Zweifel darüber, daß die Jupiteroberfläche, entsprechend der gewaltigen Größe dieser Welt, noch heute der Schauplatz der gewaltigsten plutonischen Vorgänge ist, etwa der ältesten Urzeit der Erde ähnelt, wahrscheinlich sich noch theilweise in Gluth befindet und ab und zu das innere Feuer noch auf große Strecken zum Durchbruch kommt.

Die Streifen des Jupiter zeigen oft eine frappante Aehnlichkeit mit riesigen Dampfbalgen, wie sie viele irdische Vulkanen, allerdings in kleinerem Maßstabe, ausstoßen.

Eine merkwürdige Veränderung zeigte die Jupiteroberfläche im Jahre 1879, welche nahezu beweiskräftig für diese Anschauung sein dürfte.

Die Äquatorialzone, welche für gewöhnlich mit bräunlichen oder röthlichen, veränderlichen Streifen, offenbar großen Wolkenzügen, bedeckt ist, nahm eine rothgelbe Färbung an und tauchte oberhalb dieser rothgelben Streifen, also dem Pole näher, ein großer, scharf begrenzter, ovaler, intensiv rother Fleck auf, welcher während mehrerer Jahre seine Gestalt und Größe fast garnicht änderte, dann aber langsam verblaßte und endlich im Jahre 1883 nahezu wieder verschwand.

Anscheinend erblicken wir also die eigentliche Oberfläche des Jupiter garnicht, sondern dieser ist von dichten Wolkenzügen, gigantischen Wasserdampfmassen, welche sich später als Ozeane niederschlagen werden, umhüllt und es durchbricht die innere Gluth des Weltkörpers von Zeit zu Zeit die erstarrende Rinde, alsdann die Wolkenzüge von unten grell roth beleuchtend.

Der Jupiter befindet sich also anscheinend in einem Entwicklungsstadium, welches etwa die Mitte hält zwischen dem augenblicklichen Stadium der Sonne und dem unserer Erde.

Fast genau dasselbe, was vom Jupiter zu sagen, gilt nun auch von der nächsten Riesenwelt, dem Saturn, denn auch von diesem sehen wir nicht die feste, wahrscheinlich kaum erkaltete Oberfläche, sondern lediglich eine dicke Dunsthülle mit Wolkenzügen, ähnlich denen des Jupiter; auch die Rotation dieser Welt (10 Stunden 29 Minuten 17 Sekunden) gleicht fast genau der des Jupiter.

Wegen der noch größeren Entfernung (1418 Millionen Kilometer) erscheint vom Saturn aus der Durchmesser der Sonne nur noch etwa halb so groß als vom Jupiter und leuchtet die Sonne dem Saturn mit 91mal schwächerem Lichte als der Erde; seine Umlaufzeit um die Sonne beträgt etwa $29\frac{1}{2}$ Erdjahre.

Etwas kleiner als der Durchmesser des Jupiter ist derjenige des Saturn, denn er beträgt nur 119080 Kilometer (15507 Meilen), da aber die Dichtigkeit des Saturn noch geringer als die des

Jupiter ist und nur $\frac{1}{4}$ des Wassers beträgt, so folgt daraus, daß der Saturn einen relativ weiter ausgebreiteten Dunstkreis und Wolkenmantel besitzt als der Jupiter.

Nicht Monde umkreisen den Ball, der innerste in einer Ferne vom Saturnmittelpunkt von 179800 Kilometern (za. 24000 Meilen vom Zentrum, dagegen nur 18300 Meilen von der Saturnoberfläche), der äußerste in einer Weite von 3455700 Kilometern (za. 460000 Meilen). Sämmtliche acht Monde sind erheblich kleiner als die Monde des Jupiter, der kleinste, der siebente, Hyperion, besitzt nur einen Durchmesser von 330 Kilometern, der größte, der sechste, Titan, einen solchen von 2443 Kilometern.

Saturn erscheint, von seinen beiden inneren Monden gesehen, in noch gewaltigerer Größe, als den Jupitermonden der Jupiter. Sein Durchmesser steigt für den ersten Mond, Mimas, bis auf $38\frac{2}{3}$ Grad. Saturn gleicht also von dort einer Scheibe, welche einen Durchmesser von über $\frac{1}{3}$ des sichtbaren Himmelsgewölbes besitzt.

Ein höchst merkwürdiges Gebilde zeigt nun noch der Saturn: es ist dieses ein den Weltkörper frei umschwebender Ring, richtiger gesagt ein System von Ringen, denn drei einander umspannende Ringe hat man mit Bestimmtheit erkannt, einen innern dunkeln, wahrscheinlich gasförmigen, von der Oberfläche des Saturn nur 15600 Kilometer (etwa 2080 Meilen) entfernten, einen mittleren, hell goldgelb leuchtenden, breiten und einen schmalen gelbweißen äußeren.

Die Außentante des äußeren Ringes befindet sich etwa 140000 Kilometer vom Mittelpunkte des Saturn entfernt.

Ueber die Natur dieser Ringgebilde ist bis jetzt nichts Sicheres ermittelt, doch deuten Veränderungen auf denselben, z. B. vorübergehende, feine Theilungen des äußeren Ringes in mehrere konzentrisch einander umfassende Ringe, sowie zeitweise große Unebenheiten auch des mittleren Ringes, bewiesen durch Auszackungen des Randes und dgl., darauf hin, daß das Ringsystem aus flüssigen, oder noch wahrscheinlicher, gasförmigen Stoffen besteht.

Die Natur läßt hier ein wenig den Schleier, welcher die Entstehung der Welten deckt, und hat das Ringsystem des Saturn wesentlich zur Begründung der im zweiten Artikel: „Das Werden im Weltall“, besprochenen Weltentstehungshypothese von Kant und Laplace beigetragen. —

Bis zum Jahre 1781 war nun Saturn der letzte Grenzstein des Sonnenreiches auf dem Wege in das endlose All, erst William Herschel war es vorbehalten, die Grenze weiter hinauszuschieben durch die am 13. März 1781 erfolgte Entdeckung eines bis dahin unbekanntem Planeten, des Uranus.

In einer Entfernung von 2851 Millionen Kilometern (za. 396 $\frac{1}{2}$ Millionen Meilen), so fern der Sonne, daß diese nur noch als Scheibe kaum dreimal so groß als der Erde die Venus zur Zeit ihres größten Glanzes erscheint, in einer solchen Ferne, daß auch kein Schimmer mehr das Vorhandensein unserer Erde verrathen würde und von den Planeten nur noch Jupiter und Saturn das Firmament des Uranus schmücken, wandelt diese Welt mit vier Monden ihre einsame Bahn, zu deren Vollendung etwa 84 unserer Erdjahre erforderlich sind.

An Größe steht der Uranus erheblich hinter seinen Nachbarn Jupiter und Saturn zurück, aber immerhin mißt sein Durchmesser noch über 7000 Meilen (67000 Kilometer), übertrifft also die Erde hinsichtlich ihres Durchmessers noch etwa viermal.

Da sein Körperinhalt unsere Erde 82 mal, sein Gewicht dagegen nur 14 mal das Erdgewicht übertrifft, so erscheint nahezu als gewiß, daß auch der Uranus gleich dem Jupiter und Saturn eine außerordentlich weit ausgebreitete Atmosphäre besitzt.

Ueber seine physikalischen Verhältnisse weiß man mit Bestimmtheit so gut wie garnichts.

Sein hohes Alter, unter Berücksichtigung seiner mittleren Größe, läßt jedoch vermuthen, daß er hinsichtlich seiner Entwicklung Jupiter und Saturn überholt hat und seine Oberfläche einer Lebewelt günstige Bedingungen bietet.

Die Dauer seiner Rotation hat bis jetzt noch nicht ermittelt werden können, dagegen sind vier Monde (früher glaubte man acht) mit Sicherheit nachgewiesen.

Mühselig erscheint die von allem Bekannten abweichende Bewegung dieser Monde um den Zentralkörper, denn während sämtliche anderen Planeten und Nebenplaneten nahezu in der Ebene des Sonnenäquators von Westen nach Osten sich bewegen, umkreisen die Uranusmonde senkrecht zur Uranusbahn den Zentralkörper, also in der Weise, daß, von der Sonne aus gesehen, die Monde fortwährend die Richtung gegen die Sonne ändern, also bald, von der Sonne aus gesehen, den Uranus umkreisen, wie die Ringe einer Scheibe das Zentrum, nach Zurücklegung von einem Viertel der Uranusbahn aber vertikal zur Sonne stehen, also scheinbar nicht kreisen, sondern nur steigen und dann wieder sinken.

Da nun aber selbstverständlich ist, daß die Uranusmonde annähernd in der Ebene des Uranusäquators sich bewegen, so folgern daraus ganz eigenartige Verhältnisse hinsichtlich der Besonnung der Uranusoberfläche.

Jeder Pol des Planeten wird die Sonne zeitweise im Zenith und wird dann die diesem entgegengesetzte Welthälfte lange dauernde Nacht haben. Darauf wird die Sonne langsam am Himmel von einem Pole zum anderen (in 42 Jahren) scheinbar sich bewegen, um nachher über den Pol und die andere Hemisphäre hinweg zum ersten Pole zurückzuwandern.

Welcher Kontrast der Jahreszeiten muß sich hieraus ergeben, wenn auch die Sonne schon sehr entfernt ist.

Die Ursache dieser abnormen Bewegung ist bis jetzt völlig unbekannt.

Anzunehmen ist jedoch, daß sie nicht von Anfang an so war, sondern auf spätere gewalthätige Eingriffe von außen zurückzuführen ist, und daß sie

möglichensfalls ein Seitenstück zu der Entstehung der Planetoiden darstellt.

Sicher ist kein Weltkörper vor derartigen Katastrophen, wie in nächster Abhandlung dargelegt werden wird, mag auch die Wahrscheinlichkeitsrechnung einen derartigen Fall noch so sehr als Ausnahme erscheinen lassen.

Die Entdeckung des Uranus war nun die direkte Ursache der Auffindung des bis jetzt bekannten fernsten Planeten Neptun.

Die Bewegung des Uranus zeigte nämlich nach längerer Beobachtung Unterschiede zwischen der theoretisch geforderten und der tatsächlich beobachteten, welche nur durch Störungen seitens einer noch unbekanntem Welt erklärlich waren.

Es ist als bekannt voranzusetzen, daß ein Franzose, Leverrier, im Jahre 1845 die Neuenarbeit der Berechnung der Größe, Entfernung und Stellung des noch nie gesehenen Weltkörpers, unter Zugrundelegung der Störungen des Uranuslaufes, unternahm und seine Resultate am 31. August 1846 der Pariser Akademie vorlegte.

Auf Grund dieser Berechnungen ward darauf bereits am 23. September der neue Planet von Galle entdeckt, und zwar nur 1° entfernt von dem Orte, an dem Leverrier ihn erwartete.

Ein junger englischer Astronom, Adams, hatte dieselbe Berechnung schon im Jahre 1843 begonnen und bereits im September 1845 vollendet, aber unglückliche Zufälligkeiten verzögerten die tatsächliche Verfolgung seiner Ideen und so kam ihm Leverrier zuvor.

Ueber den Neptun weiß man bis jetzt noch weniger als über den Uranus.

In einer Sonnenferne von 4470 Millionen Kilometern (ca. 600 Millionen Meilen) umkreist der Neptun in 164 Jahren 266 Tagen den Sonnenball, wahrscheinlich begleitet von einer Schaar von Monden, von denen bis jetzt allerdings erst

einer mit Sicherheit nachgewiesen ist, wemgleich mehrfach auch noch andere gesehen sein sollen.

Auch die von verschiedenen Seiten vermutete und behauptete Existenz eines Ringes, ähnlich dem Ringe des Saturn, ist bis jetzt nicht dargelegt worden.

Sein Durchmesser, 54 979 Kilometer, ist etwas geringer als der des Uranus, aber da seine Dichtigkeit größer, also wahrscheinlich seine Atmosphäre von geringerer Ausdehnung ist als die des Uranus, so übertrifft er die Masse der Erde etwa 17mal.

Floden und ähnliche Einzelheiten sind bis jetzt noch nicht auf seiner Oberfläche gesehen worden, aber einige Wahrnehmungen stellen in Aussicht, daß er noch früher als der Uranus Details enthüllen wird.

Die Bewegung seines Mondes gleicht der der übrigen Nebenplaneten mit Ausnahme des Uranus, unterscheidet sich also von der Abnormität des Uranus.

Das hohe Alter des Neptun, in Verbindung mit seiner mittleren Größe, lassen die Existenz einer Lebewelt nicht als unwahrscheinlich erscheinen, da, obgleich das Sonnenlicht nur $\frac{1}{1000}$ des der Erde gesendeten beträgt, vermuthlich ein dichter Wolkenmantel seine Oberfläche gegen die Kälte des eisigen Weltraumes schützt. Allerdings nicht eine farbenglänzende, sondern eine düstere Landschaft würde sich einem Beobachter in dieser Ferne zeigen, deren Mittag kaum unserer tiefsten Erddämmerung gleiche.

Ob nun noch über den Neptun hinaus unser Sonnensystem in das Dunkel des All taucht, wer kann es wissen!

Vielleicht zeigt uns der Neptun noch einmal Störungen, welche Nachfolger Leverriers und Adams zu der noch ungleich schwierigeren Berechnung der Lage und Verhältnisse noch unbekannter Außenposten unseres Sonnensystems begeistern mögen.

Bis dahin aber bildet die düstere Neptunswelt den Grenzstein gegen die Reihe anderer Sonnen.

Aus dem Papierkorb der Zeit.

Afchenbrödel. (Zu unserem Bilde.) Wer kennt nicht das liebliche, altdeutsche Märchen vom Afchenbrödel, dem armen, verachteten Kinde, mit seiner bösen Stiefmutter und seinen zwei hochmüthigen Stiefgeschwister? In jedem Schullesebuch, in jedem Märchenbuch für Kinder nimmt es eine der ersten Stellen ein und man muß gestehen, daß kaum ein anderes Märchen dieses an Zunichtheit, Schlichtheit und poetischer Wahrheit übertrifft. Zugleich aber ist die Legende vom Afchenbrödel ein tiefinniges Symbol des sozialen Lebens, wenn auch der alte Dichter, der es geschaffen hat, gerade nicht an diese Auslegung seiner Schöpfung gedacht haben mochte. Das arme verachtete Stiefkind der Natur ist es, das unter dem Druck der bösen Schicksalsmutter und der glücklicheren Schwestern leiden und alle Frohnarbeiten des Hauses verrichten muß. Und doch ist gerade das verachtete Afchenbrödel die Schwüste von den Schwestern, und es wird die Zeit kommen, wo es trotz Tücke, Verrug und List sein Glück, das Glück des Lebens finden wird.

Der Künstler, der uns heute die reizende Gestalt des armen Mädchens vorführt, hat sich eine der intimsten Situationen des Märchens ausgewählt: wie Afchenbrödel auf Befehl der böshaftern Mutter die durcheinandergeworfenen Linsen, Bohnen und Erbsen auslesen soll. Und da kommen die Vögel von allen Seiten herbei und machen durch ihre flinkere Arbeit die widerwärtige Gehässigkeit des alten Weibes zu Schanden.

Das altenglische Theater. Zu den schwierigsten und zudem nicht immer dankbarsten Aufgaben des modernen Regisseurs gehört die Inszenierung der Shakespeareschen Bühnendramen. Der überaus schnelle und häufige Szenenwechsel — im ersten Akt des Hamlet ändert sich die Szene fünfmal, im dritten des König Lear gar siebenmal —, die rasche Aufeinanderfolge der verschiedenartigsten Auftritte und Stimmungsbilder stellen die höchsten Anforderungen an Gewandtheit und Bühnenerkenntnis des Regisseurs: selbst die geschicktesten Bühneneinrichtungen der Shakespeareschen Dramen, die namentlich für verschiedene Auftritte die gleiche Szenerie beizubehalten streben, ohne die feinen dramatischen Fäden zu zerreißen, lassen ihm Mühe und Arbeit genug zurück. Um die scheinbare Verworrenheit und Zerissenheit im szenischen

Aufbau der Shakespeareschen Dramen zu verstehen, müssen wir vor Allem die Bühnenverhältnisse im alten England berücksichtigen. Die Mittel zur Erzeugung der szenischen Illusion waren im alten englischen Theater so primitiv und anspruchslos, daß der große Briten den Eingebungen seines Genies freien Lauf lassen durfte, ohne durch irgend welche ähneren Rücksichten gehemmt zu sein. Das Globe-theater, in dem die Truppe des Lord Chamberlain spielte, zu der Shakespeare selbst gehörte, war ein einfacher Holzbau in Form eines Sechsecks oder Achtecks. Zwischen der Bühne und dem Zuschauerraum, der fast nur Stehplätze enthielt, bestand eine engere Verbindung, als bei den modernen Theatern. Der Vorhang, der von beiden Seiten auf- und zugezogen wurde, trat nur bei dem Anfang und Schluß der Stücke in Thätigkeit; die Pausen zwischen den einzelnen Akten wurden bei offener Szene gehalten und durch kurze Musikstücke ausgefüllt. Sämtliche Bühneneinrichtungen wiesen die größtmögliche Einfachheit auf. Die Bühne war ein geschlossener, von Logen für die vornehmeren Zuschauer umgebener Bau; Koulissen und größere Verjehände kannte man nicht. Mitten im Hintergrunde befand sich eine zweite, kleinere Bühne mit einem besonderen Vorhang; über dieser Bühne befand sich wieder eine mit einem Balkon versehene Loge. Diese einfache Einrichtung ermöglichte bei gewissen, sich auf einen kleinen Raum konzentrierenden Bühnenvorgängen den schnellsten Wechsel der Szenerie. Zur Erzeugung einer szenischen Illusion bei den Zuschauern geschah fast nichts: sollte die Szene eine bestimmte Lokalität, wie einen Saal, ein Schlachtfeld, einen Wald, ein Grabgewölbe darstellen, so deutete man dies durch eine herabhängende Tafel mit einer Aufschrift an. Ebenso wurde auf einer Tafel der Name des Landes und der Stadt, wo die Szene spielte, vermerkt. In der Ausstattung der Kostüme herrschte ein größerer Luxus, als in dem der szenischen Bilder. Anforderungen an eine, wenn auch nur bescheidene historische Treue wurden nicht gestellt, doch unterschied man die Darsteller von Königen, Rittern und anderen vornehmen Personen durch reichere Kleidung und größere Waffentracht. Frauen wirkten bei den Aufführungen nicht mit; sämtliche weibliche Bühnengestalten wurden durch junge Männer oder Knaben verkörpert.

So war die Bühne beschaffen, von der herab die gewaltigen Offenbarungen des größten Dramatikers der Neuzeit die Zuschauer entzückten und erschütterten. Unter Bühnenverhältnissen, unter denen sich heute der Direktor

der ärmlichsten Schmiere zu spielen weigern würde, schrieb der geniale Dichter jene Wunderwerke, zu deren vollendetester Darstellung uns heute mit Recht seine Mühe und kein Opfer zu groß erscheint.

Der wichtige polnische Dichter Rej (1507—1569) fand seinen Meister an einem Bauern, den er irgendwo auf einer seiner Reisen in einem Dorfe antraf. Mit ihm führte Rej folgendes Gespräch:

„Wer ist Stammhalter in diesem Ort?“
 „Die Stäppföhle der jungen Bäumchen.“
 „Wer ist hier Herr?“
 „Der, der das meiste Geld hat.“
 „Wer ist hier Dorfältester?“
 „Eine hundertjährige alte Frau.“
 „Wer steht hier am höchsten?“
 „Die Linde an der Kirche dort oben!“
 „Ist der Mittag noch fern?“
 „Ich weiß nicht, denn ich bin nie hingegangen.“
 „Mein Sohn, Du wirst etwas aufs Maul bekommen.“
 „Ich nehme nichts ins Maul, denn ich bin kein Hund; gebt mirs in die Hand wie einem Menschen.“

Gedankensplitter.

„Das ist Einer von uns, dies ist ein Fremder,“ so sprechen Niedere See'en; die Welt ist nur ein einziges Haus, Wer die Sache des Menschengeschlechts als seine betrachtet, Nimmt an der Götter Geschick, nimmt am Verhängnisse theil.

Erdler Menschen Sinn ist im Glückslotto weich, Aber wird beim Ungemach hart und hart, Felsen gleich. Shatirhart, altindischer Dichter.

Wir wollen von Anderen erben, Niemand will für Andere sterben.

Klassisch ist alles Dasjenige, wovon sich mit Sicherheit behaupten läßt, daß es irgend einmal einem alten Schulmeister gefallen hat. Hoffmann von Fallersleben.

Nachdruck des Inhalts verboten!

Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen wolle man an Edgar Steiger, Leipzig, Eisenstr. 90, richten.